

Erdbeeren MIT SCHLAG

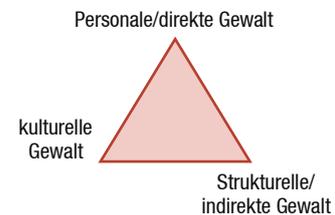
Gewalt im professionellen Betreuungsalltag

IMPULSVORTRÄGE

WO DIE GEWALT IM PROFESSIONELLEN BETREUUNGSALLTAG ANFÄNGT: EIN BLICK AUS ETHISCHER PERSPEKTIVE MARIA KATHARINA MOSER

Der Begriff „Gewalt“ ist kein eindeutiger und es gibt keine klaren Grenzziehungen. Gewalt ist ein moralisches Problem, denn Gewalt soll nicht sein. Die Wahrnehmung und Definition von Gewalt verändert sich, wobei der „Kampf“ der Opfer um Anerkennung als Opfer bestehen bleibt. Gewalt ist...

- „... eine systematische, nicht einmalige Handlung oder Unterlassung mit dem Ergebnis einer ausgeprägten negativen Einwirkung auf Befindlichkeit des Adressaten.“ (Margret Dieck)
- „... eine Handlung oder Drohung (...), die grundlegende menschliche Bedürfnisse (Wohlbefinden, Überleben, persönliche Identität und Freiheit) beeinträchtigt, einschränkt oder deren Befriedigung verhindert.“ (Rolf Hirsch)
- „... eine einzelne oder wiederholte Handlung, die im Rahmen einer Beziehung geschieht, in der Vertrauen erwartet wird und die einer [älteren] Person Schaden oder Leid zufügt.“ (WHO)



„Gewalt fängt nicht erst an, wenn einer getötet wird, sondern wenn einer sagt: ‚Du gehörst mir, weil ich Dich gewaltig liebe. Du bist krank oder behindert, du musst tun, was ich sage, weil ich weiß, was für Dich gut ist.‘“

Erich Fried

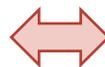
Kontext: Institutionen

Gewalt ist kein spezifisches Problem einzelner Institutionen, sondern ein generelles Problem gesellschaftlicher Institutionen, in denen Menschen mit unterschiedlichen Ressourcen (Machtaspekt) dauerhaft in Interaktionsstrukturen und Abhängigkeitsbeziehungen eingebunden sind. Gewalt in Institutionen ist die Folge problematischer institutioneller Strukturen und Kulturen, wobei die Basis die Autoritätsmacht ist, welche von Institutionen zugewiesen wird. Was begünstigt die Umformung professioneller Autoritätsmacht in persönliche Macht zur Ausübung von Gewalt?

Kontext: Fürsorge-Beziehungen

„Unter Fürsorge wird ein interaktives Handeln bzw. ein zwischenmenschliches Tun verstanden das die unabweisbare Anhängigkeit und Verletzlichkeit von Menschen anerkennt und das prima facie einseitig, asymmetrisch auf das Wohlergehen anderer ausgerichtet ist.“ (Christa Schnabl) Fürsorge-Beziehungen sind somit asymmetrische Beziehungen: Asymmetrie der Lage (nicht des Werts der Person).

Wille / subjektives Wohl
Selbstbestimmungsprinzip



Wohl / objektives Wohl
Nutzen- und Nicht-Schadens-Prinzip

Ethische Perspektive auf die Frage: Was ist Gewalt?

Handlungsebene

- Handlung
- Folgen: Schaden

Ebene der Intention

- Psychologisch/persönlich
- Ethisch: Haben die mitverursachten Schäden und Übel in dem angestrebten Gut einen rechtfertigenden Grund oder nicht? (Güterabwägung)

GEWALT AUS RECHTLICHER SICHT WOLFGANG MAZAL

Eine eindeutige und umfassende einheitliche Begriffsbestimmung dessen, was als Gewalt zu bezeichnen ist, gibt es nicht; vielmehr kann es sich hinsichtlich der individuellen, fachlichen und berufsgruppenspezifischen Wahrnehmung stark unterscheiden und hängt auch von dem jeweiligen inhaltlichen Interesse an der Fragestellung ab. So bezieht sich etwa die kriminologische Gewaltforschung vor allem auf strafrechtlich relevante Handlungen und Sicherheitsaspekte, medizinisch und psychologisch orientierte Forschung hingegen stärker auf Gewaltformen, die mit Verletzungsfolgen und/oder psychischen Schädigungen bzw. Störungen in einem Zusammenhang stehen, während sozial- und politikwissenschaftliche Gewaltforschung zusätzlich auch Beziehungsdynamiken und gesellschaftspolitisch relevante Aspekte wie Diskriminierung und Macht inkludiert.¹

Die Weltgesundheitsorganisation (WHO) definiert Gewalt als: „De(n) absichtliche(n) Gebrauch von angedrohtem oder tatsächlichem körperlichem Zwang oder psychischer Macht gegen die eigene oder eine andere Person, gegenüber einer Gruppe oder Gemeinschaft, der entweder konkret oder mit hoher Wahrscheinlichkeit zu Verletzungen, Tod, psychischen Schäden, Fehlentwicklungen oder Deprivation führt.“²

Strafrechtlich ist der Gewaltbegriff unter anderem in § 84 Abs 3 StGB als Straferhöhungstatbestand geregelt: Wer einen anderen am Körper misshandelt und dadurch fahrlässig eine länger als vierundzwanzig Tage dauernde Gesundheitsschädigung oder Berufsunfähigkeit oder eine an sich schwere Verletzung oder Gesundheitsschädigung zufügt, ist mit Freiheitsstrafe bis zu drei Jahren zu bestrafen; ebenso ist der Täter zu bestrafen, wenn er mindestens drei selbstständige Taten (§ 83 Abs. 1 oder Abs. 2) ohne begreiflichen Anlass und unter Anwendung erheblicher Gewalt begangen hat. § 107b StGB normiert, dass mit Freiheitsstrafe bis zu drei Jahren zu bestrafen ist, wer gegen eine andere Person eine längere Zeit hindurch fortgesetzt Gewalt ausübt. Gewalt im Sinne dieser Bestimmung übt aus, wer eine andere Person am Körper misshandelt oder vorsätzliche mit Strafe bedrohte Handlungen gegen Leib und Leben oder gegen die Freiheit mit Ausnahme der strafbaren Handlungen nach §§ 107a, 108 und 110 begeht.

In der erwähnten österreichischen Gewaltprävalenzstudie werden zur Beurteilung von Gewalt im familiären und nahen sozialen Umfeld sozialwissenschaftlichen als Gewaltformen unterschieden:

- a) Verletzungen der psychischen Integrität der Betroffenen durch psychische Übergriffe**
- b) körperliche Gewalt**
- c) sexuelle Belästigung**
- d) sexuelle Gewalt**

Unabhängig vom Vorliegen von Gewalt sind die zivilrechtlichen Schadenersatzfolgen für rechtswidriges Handeln zu betrachten: wer schuldhaft rechtswidrig einen Menschen schädigt. Die Bemessung des Schadenersatzes folgt komplexen Regeln, die für materielle oder (in manchen Fällen) immaterielle Schäden differenziert sind.

Für den Alltag in arbeitsteiligen Prozessen insbesondere im Gesundheitswesen ist die Erkenntnis entscheidend, dass nach den zivil- und strafrechtlichen Regelungen nicht nur der unmittelbare Schädiger haftbar ist, sondern eine Zurechnung rechtswidrigen Handelns zur Organisation erfolgt. Damit wird die Vermeidung von Gewalt zur Aufgabe von Organisationsverantwortlichen, um materielle und immaterielle Verluste für das Unternehmen zu vermeiden.

Die Umsetzung dieser Organisationsverantwortung erfolgt durch arbeitsrechtliche Maßnahmen. Dabei sind einzelvertragliche und betriebsverfassungsrechtliche Fragen zu bedenken.

¹ Kapella et al, Gewalt in der Familie und im nahen sozialen Umfeld (2011), 32f

² (WHO 2002/6)

MENSCH TRIFFT MENSCH – LÖSUNGEN BEI AGGRESSION UND GEWALT WOLFGANG PAPENBERG

Im professionellen Betreuungsalltag stellen Aggression und Gewalt durch Klienten eine besondere Herausforderung mit Gefahrenpotential für Mitarbeitende dar. Zudem können auch Klienten von Aggression und Gewalt durch Mitarbeitende betroffen sein. Strategien für sichere und würdevolle Lösungen sind gefragt. Maßnahmen auf Seiten der Institution, der Mitarbeitenden und der Klienten sind im Vorfeld, während und nach aggressiver und gewalttätiger Situationen notwendig. Dadurch kommt es zu weniger Aggression und Gewalt im Betreuungssetting.

Das PART®–Deeskalationskonzept basiert auf 40 Jahren internationaler Praxiserfahrung, setzt in erster Linie auf der Ebene der Mitarbeitenden an und ist Teil eines umfassenden Arbeitssicherheitskonzepts. Um die Kompetenzen der Mitarbeitenden

in Prävention sowie Deeskalation zu erweitern, werden die folgenden Schlüsselfragen in einem PART®–Seminar bearbeitet. Dies geschieht auf der berufsethischen Grundlage von Würde und Sicherheit für alle Beteiligten. In dem Vortrag werden beispielhaft einige der Schlüsselfragen behandelt.

Das Seminarkonzept: Schlüsselfragen

1. Geschichte, Hintergrund und Voraussetzungen
 - Wie entstand das PART–Konzept und wie entwickelt es sich weiter?
 - Auf welche ethische Haltung gründet es sich?
 - Was sind die institutionellen Voraussetzungen?
2. Das Ziel meiner Arbeit
 - Welches Verständnis haben wir in unserer Institution davon, wie sich unsere Klienten in Anspannungssituationen verhalten könnten, anstatt aggressiv und gewalttätig zu werden?
 - Können wir die zugrundeliegenden Bedürfnisse der Klienten verstehen?
3. Professionalität und persönliches Auftreten
 - Wie kam ich zu dieser Arbeit, was hält mich hier? Wie lautet mein Arbeitsauftrag?
 - Wie sind meine Einstellungen gegenüber meinen Klienten?
 - Wie beeinflussen meine Stimmungen mein Verhalten gegenüber den Klienten?
4. Vorbereitung auf die Arbeit mit aggressiven Klienten
 - Bin ich umfassend darauf vorbereitet, mit Menschen zu arbeiten, die manchmal bedrohlich, aggressiv oder gewalttätig werden können?
 - Kleidung: Bin ich mir bewusst, wie ich gekleidet bin und wie sich dies auf meine Reaktionsfähigkeit in einem Notfall auswirkt?
Bin ich mir bewusst, welchen Einfluss meine Kleidung auf meine Klienten hat?
 - Beweglichkeit: Bin ich mir meiner körperlichen Fähigkeiten und Grenzen bewusst?
Habe ich dies meinen Teammitgliedern mitgeteilt?
 - Vorausschauende Vorsichtsmaßnahmen: Habe ich genug Informationen über die Klienten, ihre Problematiken, ihre Ressourcen und ihre derzeitige Verfassung?
 - Beobachtung: Kann ich mich in meiner Umgebung sicher bewegen?
Habe ich eine gut entwickelte Beobachtungsstrategie für kritische Situationen?
 - Selbstkontrolle: Habe ich einen effektiven Selbstkontrollplan?
5. Auslöser von Aggression und Gewalt und deren Alternativen
 - Kann ich mögliche Auslöser für Aggression und Gewalt feststellen und Alternativen anbieten?
6. Der Handlungsrahmen Krisenintervention
 - Kann ich den Grad der Gefahr feststellen und welche Interventionen sind angemessen?
7. Krisenkommunikation
 - Wenn ich auf eine Person reagiere, die mit körperlicher Gewalt droht, wie kann ich durch verbale und nonverbale Krisenkommunikation zur Deeskalation beitragen?
8. Ausweich–, Befreiungs– und Selbstschutztechniken
 - Wenn aus einfacher Aggression/Grenzüberschreitung ein einfacher körperlicher Angriff wird, können wir Verletzungen dadurch vermeiden, dass wir ausweichen, uns aus Festhaltegriffen befreien und Selbstschutzstrategien einsetzen?
9. Weitergehende Maßnahmen – Festhalten, Isolieren, Überzahl herstellen
 - Könnte jemand ernsthaft verletzt werden, wenn wir jetzt nicht weitergehende Maßnahmen durchführen?
 - Haben wir genügend ausgebildete Mitarbeitende, um die gewählte Maßnahme auf sichere Art durchzuführen?
10. Nachbereitung
 - Schriftliche Dokumentation: Geben meine Berichte den aggressiven Vorfall und die angewandten oder versuchten Interventionen genau wieder?
 - Nachbesprechung im Team: Welche Folgerungen ziehen wir aus dem Vorfall für den oder die betroffenen Mitarbeitenden, das Team, die Institution, den fachlichen Handlungsplan und den Umgang mit dem Klienten?
 - Nachbesprechung mit dem Klienten: Wie können aufgrund der Auswertung des Vorfalls künftige Krisensituationen frühzeitig erkannt und beeinflusst werden?
Welche Schritte können unternommen werden, um zukünftig gewalttätige Vorfälle zu minimieren?
Wie kann der Klient daran mitwirken?
 - Welche Sanktionen sind ggf. sinnvoll und nötig?
 - Mitarbeiterfürsorge: Benötigen Mitarbeitende wegen starker emotionaler Betroffenheit weitergehende Hilfen?

KERNGEDANKEN:

- Rahmenbedingungen und Strategien für einen professionellen Umgang mit Aggression und Gewalt
- Exemplarische Darstellung der Inhalte des PART®–Deeskalationskonzepts

AUSLÖSER VON AGGRESSION UND GEWALT ERKENNEN UND GEGENSTEUERN. WAS KÖNNEN PROFESSIONELLE HELFER UND HELFERINNEN VON DEN NEUROWISSENSCHAFTEN LERNEN?

JOACHIM BAUER

Welchen Regeln folgt die Aggression? Welche Erfahrungen und Hilfestellungen brauchen Kinder und Jugendliche, um den neurobiologischen Aggressionsapparat mäßigend zu beeinflussen und Friedenskompetenz zu entwickeln? Neurobiologische Erkenntnisse können helfen, pädagogische Konsequenzen für die Schule zu formulieren.

Aggression ist kein mysteriöses Phänomen, sondern folgt Regeln

So sehr uns Gewaltausbrüche – wie die an Schulen begangenen Amoktaten – fassungslos machen, und so sehr wir uns verständlicherweise zunächst dem Ansinnen verweigern, ein unentschuldbares Geschehen »erklären« zu wollen (und es damit vielleicht ein Stück weit zu banalisieren), so sehr werden wir uns andererseits der Einsicht nicht entziehen können, dass Aggression und Gewalt keine mysteriösen Ereignisse sind. Wie alle Naturphänomene, so folgt auch die Aggression bestimmten – oft nicht auf den ersten Blick erkennbaren – Gesetzen. Die Einflussfaktoren für Aggression und Gewalt zu untersuchen und zu benennen, bedeutet nicht, Taten zu entschuldigen. Psychisch durchschnittlich gesunde Menschen besitzen eine – neurobiologisch begründete – Selbststeuerungsfähigkeit. Sie ist die Grundlage dafür, dass wir von jedem Mitmenschen mit Recht erwarten, dass er (oder sie) im eigenen Inneren auftauchende Gewaltimpulse kontrolliert.

Welche Motivationen (früher sprach man von »Trieben«) das Verhalten des Menschen steuern, muss heute nicht mehr auf der Basis von Intuitionen – sie sind das Manko verschiedener sozialpsychologischer Theorien – beantwortet werden. Menschliche Motivationen haben in den sogenannten Motivationssystemen eine neurobiologische Basis. An diesen Systemen vorbei gibt es keine Motivation (und keinen »Trieb«). Einem anderen Menschen, von dem man nicht provoziert wurde, Schaden oder Schmerzen zuzufügen, ist »aus der Sicht der Motivationssysteme« bei psychisch durchschnittlich gesunden Menschen kein »lohnendes« Unterfangen. Bei Menschen mit einer psychopathischen Störung liegen Besonderheiten vor, auf die ich in meinem 2011 unter dem Titel »Schmerzgrenze« erschienenen Buch über die menschliche Aggression eingegangen bin. »Lohnend« aus Sicht der Motivationssysteme eines psychisch durchschnittlich gesunden Menschen ist es, sozial akzeptiert zu sein, Anerkennung zu erhalten, sich einer Gruppe zugehörig fühlen zu können oder geliebt zu werden. Damit bestätigt die moderne Neurobiologie Charles Darwin, der die »sozialen Instinkte« als stärksten Trieb des Menschen bezeichnete (Darwin befasste sich mit der Aggression, einen »Aggressionstrieb« sucht man bei ihm aber vergebens).

Zentrales Motivationsziel: Soziale Akzeptanz und Zugehörigkeit

Kinder und Jugendliche sehnen sich nach Zugehörigkeit. Eine Möglichkeit, wie Schulen diesem Bedürfnis gerecht werden können, besteht darin, Schüler(innen) an das gemeinsame Singen, Musizieren und an den Sport heranzuführen. Die Ausrichtung menschlicher Motivation auf soziale Akzeptanz bedeutet jedoch nicht, dass wir »gut« sind. Menschen sind, um Zugehörigkeit zu erlangen, notfalls bereit, auch Böses zu tun. Junge Menschen – vor allem solche, die in ihren Milieus durch zwischenmenschliche Beziehungen nicht gut verankert sind – neigen dazu, Gruppen zu bilden, deren Identitätsmerkmale in hohem Maße – manchmal ausschließlich – darin bestehen, andere auszugrenzen, zu ärgern oder zu mobben. Das Böse ist hier jedoch nicht Selbstzweck (diesem Fehlschluss sitzen Sozialpsychologen gelegentlich auf), vielmehr vermittelt das gemeinsam ausgeübte Böse ein Gefühl der Zugehörigkeit – ein Mechanismus, in dem »Gutes« (Teil einer Gemeinschaft sein) und »Böses« (andere quälen) eine diabolische Verbindung eingehen. Uns Erwachsenen sind diese Ingroup–Outgroup–Mechanismen nur zu vertraut: Wir kennen benigne Spielarten (Fußballstadion), aber auch maligne Versionen (religiöser Fundamentalismus, Rassismus oder Nationalismus).

Aggression ist keineswegs immer etwas »Böses«. Diente sie keinem sinnvollen Zweck, so hätte sich das Verhaltensprogramm der Aggression im Verlauf der Evolution kaum erhalten. Zu den frühesten Erkenntnissen der Aggressionsforschung zählte die Beobachtung, dass die Zufügung körperlicher Schmerzen zu den zuverlässigsten Auslösern zählt. Wer die Schmerzgrenze tangiert, wird Aggression ernten. Eine bahnbrechende Beobachtung der modernen Hirnforschung war nun, dass das Schmerz–Wahrnehmungssystem unseres Gehirns (die sogenannte »neuronal Schmerzmatrix«) nicht nur auf körperlichen Schmerz reagiert, sondern auch auf soziale Ausgrenzung und Demütigung. Dass soziale Zurückweisung »aus Sicht unseres Gehirns« wie körperlicher Schmerz wahrgenommen wird, erklärt, warum Schülerinnen und Schüler nicht nur dann aggressiv reagieren, wenn sie körperlich angegangen werden, sondern auch dann, wenn sie sich ausgegrenzt oder gedemütigt fühlen. Dies bedeutet nicht, dass wir junge Leute nicht kritisieren oder ihnen nicht klar sagen dürften, was richtig und falsch ist (wir tun dies nach meinem Eindruck heute viel zu wenig). Wir sollten dies aber sachlich tun, ohne den jungen Menschen zu demütigen, lächerlich zu machen oder auszugrenzen.

Aggression: Unter welchen Voraussetzungen kann sie als soziales Regulativ dienen?

Da sich Aggression immer dann meldet, wenn Menschen sozial zurückgewiesen werden (oder das Gefühl haben, dass dies geschieht), erweist sich die menschliche Aggression als ein soziales Regulativ. Diese Funktion kann sie jedoch nur einlösen,

Ausgrenzung nimmt das Gehirn wahr wie körperlichen Schmerz; deshalb reagieren wir auch dann mit Aggression.

wenn drei Voraussetzungen erfüllt sind: *Erstens* müssen aggressive Gefühle vom betroffenen Individuum im eigenen Inneren erst einmal als solche wahrgenommen werden. Wer von klein auf für jedes Gefühl des Ärgers oder der Wut hart bestraft wurde, hat oft verlernt, diese Gefühle in sich wahrzunehmen. Anstatt Aggression können dann Gefühle der Depression, selbstschädigendes Verhalten, Essstörungen oder psychosomatische Symptome auftreten. Eine *zweite* Voraussetzung ist, dass unser Ärger an

denjenigen (oder an diejenigen) Mitmenschen adressiert wird, von dem (beziehungsweise von denen) die Störung tatsächlich ihren Ausgang nahm. Dass wir Aggression häufig nicht an die »richtige« Adresse richten, sondern auf Unbeteiligte (in der Regel auf Schwächere) »verschieben«, hat mit den Machthierarchien zu tun, die unser heutiges menschliches Zusammenleben prägen. Schüler(innen), die zu Hause Vernachlässigung oder Gewalt erleben, leben das sich daraus ergebende aggressive Potential entweder in der Schule oder im öffentlichen Raum aus. Eine *dritte* Bedingung dafür, dass Aggression regulierend wirksam werden kann, ist, dass sie sozial verträglich, d. h. in Dosis und Verabreichungsart angemessen kommuniziert wird. Weil die genannten drei Bedingungen jedoch oft nicht erfüllt sind, büßt die Aggression ihr Potential als soziales Regulativ in vielen Fällen ein.

Von der Kunst, Aggression zu kommunizieren

Aggression, die an die »richtige« Adresse gerichtet und sozial verträglich kommuniziert wird, ist konstruktiv und »gut«. Doch dazu muss die Dosis richtig gewählt sein. Die auf den mittelalterlichen Arzt Paracelsus zurückgehende Erkenntnis, dass es oft alleine die Dosis ist, die ein Mittel zum Heilmittel oder Gift macht, gilt auch für die Aggression. Die optimale Dosis ist gewählt, wenn aggressive Impulse über den Weg des Gesprächs kommuniziert werden. Auch hier sind Abstufungen möglich, von der respektvoll-sachlich vorgetragenen Beschwerde bis hin zu einer mit Affekt verstärkten Ansage. Jenseits des Gesprächs (beim puren Geschrei, bei drohendem Auftreten oder gar bei der Anwendung körperlicher Gewalt) geht die kommunikative Funktion der Aggression in der Regel verloren. Aggression in diesem oberen Dosisbereich macht nur Sinn, wenn jemand akut oder vital bedroht ist. In den übrigen Fällen ist überdosierte, insbesondere körperlich ausgetragene Aggression der Ausgangspunkt für Aggressionskreisläufe. Gefühle des Ärgers oder der Wut in sich zu spüren und sie angemessen zu kommunizieren, will gelernt sein. Viele Kinder und Jugendliche haben in ihren häuslichen Milieus dazu keine Möglichkeit. Rollenspiele – z. B. im Sozialkunde-, Ethik- oder Religionsunterricht – können Schüler(inne)n helfen, die Kunst der Kommunikation von Aggression zu erlernen. Kinder und Jugendliche sollten lernen, Wut und Ärger in sich wahrzunehmen und soweit als möglich zu kommunizieren. Wer Aggression auf Dauer nicht kommunizieren darf beziehungsweise kann, wird krank.

Das Aggressionssystem: »Bottom-Up-Drive« und »Top-Down-Control«

Was passiert im Gehirn, wenn Menschen Aggression aufbauen? Erste Ansprechstation beim Aufbau eines aggressiven Impulses sind die – beidseits tief im Schläfenlappen des Gehirns gelegenen – Angstzentren (auch »Mandelkerne« genannt). Die uns aus der Verhaltensbeobachtung wohl bekannte Nähe zwischen Gefühlen der Angst und Aggression – Angst kann bekanntlich leicht in Aggression übergehen und umgekehrt – findet also neurobiologisch ihre Entsprechung. Gemeinsam mit einer Aktivierung der Mandelkerne kommt es beim Aufbau von Aggression immer auch zu einer Mobilmachung der Aversions- beziehungsweise Ekelzentren in der sogenannten Inselregion. Abhängig von der Stärke der erlebten Provokation können zusätzlich auch die Stresszentren des Hypothalamus (Aktivierung von Stressgenen mit nachfolgender Erhöhung des Stresshormons Cortisol) sowie die Erregungszentren des Hirnstammes (mit Veränderungen bei Atmung, Puls und Blutdruck) in Aktion treten. Die vier Komponenten (Angst-, Ekel-, Stress- und Erregungszentrum) werden als »Bottom-Up-Drive« des menschlichen Aggressionsapparates bezeichnet (ich spreche gerne von der »Dampfkessel-Komponente «). Bestünde unser Aggressionssystem nur aus diesen vier Komponenten, dann gliche unsere Situation jener von Reptilien.

Was unterscheidet die menschliche Aggression von der des Reptils? Simultan mit jeder Aktivierung des »Bottom-Up-Drive« kommt es beim Menschen zur Mit-Aktivierung eines Nervenzellnetzwerkes im Stirnhirn, im sogenannten »Präfrontalen Cortex«. Die Aufgabe dieses Netzwerkes besteht darin, Informationen darüber abzuspeichern und verfügbar zu halten, wie Dinge, die ich selbst tue, aus der Perspektive anderer Menschen wahrgenommen werden. Neuroforscher bezeichnen die Funktion dieses Netzwerkes als »Top-Down-Control« (ich spreche gerne vom »Moralischen Kontrollzentrum«). Ob und wie stark eine erlebte Verletzung oder Provokation mit einer aggressiven Reaktion beantwortet wird, entscheidet ein Kompromiss, der im Gehirn zwischen »Bottom-Up-Drive«- und »Top-Down-Control«-Netzwerken »ausgehandelt« wird. Diese Kompromissbildung kann unbewusst oder bewusst ablaufen (meist handelt es sich um eine Kombination von beidem). Sie kann – je nach Situation – einen Sekundenbruchteil, wenige Sekunden, Stunden oder Tage dauern. Wie die aggressive Reaktion ausfällt, hängt zum einen von der Stärke des »Bottom-Up-Drives« ab, zum anderen von der Funktionstüchtigkeit der »Top-Down-Control«. Beide Stellgrößen sind keineswegs – insbesondere nicht im Sinne einer genetischen Disposition – biologisch vorgegeben. Vielmehr unterliegt sowohl der »Bottom-Up-Drive« als auch die »Top-Down-Control« dem massiven Einfluss sozialer Erfahrungen. Ihr auf die Hirnstrukturen durchschlagender Einfluss ist zu keiner Zeit größer als in den Jahren der Kindheit und Jugend. Nichts prägt das Gehirn derart tiefgreifend und nachhaltig wie die pädagogischen Erfahrungen, die ein Kind oder Jugendlicher in den ersten 18 Lebensjahren macht (oder nicht macht).

Die neurobiologische Bedeutung von Beziehung und Erziehung

Um die Dampfkesselkomponente des Aggressionsapparates mäßigend zu beeinflussen, bedarf ein Kind beziehungsweise Jugendlicher verlässlicher Beziehungen, die ihm von seinen bedeutsamen Bezugspersonen (Eltern, Ersatzeltern, Pädagogen)

gewährt werden. Haltgebende zugewandte Beziehungen, erlebtes Vertrauen, Wertschätzung und Liebe aktivieren im Körper des Kindes und Jugendlichen verschiedene Botenstoffe, darunter das Bindungs- und Vertrauenshormon Oxytozin. Oxytozin hat einen dämpfenden Effekt auf die Erregbarkeit der Mandelkerne – und damit auf den »Bottom-Up-Drive«. Von mindestens ebenso großer Bedeutung – mit Blick auf die Friedenskompetenz junger Menschen – ist jedoch der zweite genannte Faktor, nämlich eine funktionstüchtige neuronale »Top-Down-Control«. Deren Funktionstüchtigkeit ist der für die Selbststeuerungsfähigkeit eines Menschen entscheidende Faktor. Sie hängt davon ab, ob das präfrontale Netzwerk die Informationen darüber, wie sich andere bei dem, was ich tue, fühlen, auch tatsächlich gespeichert hat und abrufbar bereithält. Bei Geburt sind die im Stirnhirn gelegenen Netzwerke, die später als »Top-Down-Control« des Aggressionssystems dienen werden, ein noch »unbeschriebenes Blatt«. Aufgrund ihrer spät einsetzenden neuronalen Reifung können diese Netzwerke erst im zweiten bis dritten Lebensjahr beginnen, Informationen darüber zu speichern, wie andere Menschen erleben, was der kleine Mensch selbst tut. Wie finden nun aber diese Informationen den Weg in das Gehirn des Kindes? Sie tun dies im Rahmen eines jahrelangen Prozesses, den wir Erziehung nennen. Die zentralen Merkmale dieses Prozesses bestehen darin, dass wir das Kind – ab dem zweiten bis dritten Lebensjahr – liebevoll, aber auch konsequent anleiten, die Regeln zu erlernen, die Voraussetzung für gelingende Gemeinschaft sind: Impulskontrolle (im Dienste der Gemeinschaft), (auf andere) Warten und (mit anderen) Teilen. Erziehung zur Einhaltung sozialer Regeln ist – ausweislich der Konstruktionsmerkmale unseres Gehirns – alles andere als ein gegen die »Natur« des Kindes gerichtetes Programm. Im Gegenteil: Wer sie einem Kind oder Jugendlichen erspart, versündigt sich an der Reifung des Präfrontalen Cortex des noch jungen Gehirns.

Zwei Säulen der pädagogischen Arbeit

Ein nicht geringer Teil der pädagogischen Arbeit besteht also darin, jene frontalen Partien des menschlichen Gehirns in Funktion zu bringen, die unser Gehirn vom Reptiliengehirn unterscheiden. Eltern, die diese Arbeit oft nicht nur nicht mehr leisten wollen (oder können), sondern sich nicht selten sogar darin gefallen, entsprechende Bemühungen der Schule zu sabotieren, erweisen ihren Kindern einen Bärendienst. Keine Frage: Ohne Liebe geht nichts. Aber sie alleine reicht nicht. Jede gute Erziehung steht, neurobiologisch betrachtet, auf zwei Säulen: Erstens braucht jeder junge Mensch – vom ersten Lebenstag an – einfühlsame Zuwendung und Unterstützung. Die zweite Säule ist eine im zweiten bis dritten Lebensjahr beginnende, schrittweise Anleitung des Kindes zur Einhaltung sozialer Regeln. Diese pädagogische Aufgabe muss bis zum Abschluss der Adoleszenz fortgeführt werden und gehört zu dem, was schulischen Lehrkräften (und Eltern) die meiste Kraft abverlangt. Bekanntlich geht die gesellschaftliche Tendenz dahin, diese mühevollen Arbeit immer stärker von der Familie auf die Vorschule und auf die Schulen zu übertragen. Solange wir in Deutschland allerdings nicht genügend vorschulische Einrichtungen und keine Ganztagschulen haben, wachsen weiterhin Jahrgänge junger Leute heran, denen zu einem nicht geringen Teil beides fehlt: Zuwendung, Ermutigung und Förderung auf der einen und Anleitung zur Einhaltung sozialer Regeln auf der anderen Seite.

Notwendig ist: Zuwendung, Ermutigung und Förderung auf der einen und Anleitung zur Einhaltung sozialer Regeln auf der anderen Seite.

Literatur

Bauer, Joachim (2011): Schmerzgrenze – Vom Ursprung alltäglicher und globaler Gewalt. München
Bauer, Joachim (2007): Lob der Schule. München

Publiziert in: Zeitschrift PÄDAGOGIK (2012), 64. Jahrgang, H. 11, 11–13.

KERNGEDANKEN:

- Ausgrenzung nimmt das Gehirn wahr wie körperlichen Schmerz; deshalb reagieren wir auch dann mit Aggression.
- Notwendig ist: Zuwendung, Ermutigung und Förderung auf der einen und Anleitung zur Einhaltung sozialer Regeln auf der anderen Seite.